



Er schritt der kleinen Gesellschaft voran die Stufen zur Veranda hinauf und öffnete die Thür des Gartensaales. Dann reichte er Gabrielen den Arm und führte sie zu einem Karton, aus welchem ihr ein entzündendes Entsehl von roth Füllwolken und Moosrosenwinden entgegen schimmerte.

Die junge Frau wußte ersichtlich nicht, was sie daraus

Meroplan hinausgehen, mit einer Schnelligkeit von fünfzig englischen Meilen in der Stunde fliegen und bei einer Flugdauer von fünf Stunden ein Gewicht von 10 Zentnern transportieren können. Solche Apparate würden mit einer Besatzung von fünf bis sechs Mann außer dem Steuer- mann, den Kanal durchqueren können und zugleich ge- nügend Petroleumvorräte mit sich führen, um ohne Auf- enthalt wieder nach dem Kontinent zurückzukehren. In einer Nacht würden sie vier Reisen ausführen, in Nebel- nächten vielleicht sogar mehr, ohne beobachtet zu werden. Diese Maschinen können für etwa 30 000 Mk. pro Stück hergestellt werden und jede von ihnen wäre imstande, in einer Nacht an der englischen Küste 20 Mann abzuholen. Mit 5000 Maschinen könnten also 100 000 Mann gelandet werden. Eine solche Luftflotte würde insgesamt 150 Milli- onen Mark für den Bau erfordern. Aber dies ist die Sach- lage von der Gegenwart aus betrachtet, die Zukunft wird diese Verhältnisse in unabsehbarer Weise und Schnellig- keit verschieben. Vielleicht wird man schon in einem Jahre die Schnelligkeit der Flugmaschinen auf sechzig englische Meilen in der Stunde steigern können und mit ihr die Tragfähigkeit und den Aktionsradius der Apparate. Ich sehe keine technischen und wissenschaftlichen Gründe, die das als unmöglich charakterisieren würden...

* Die teure Schönheit.

Aus Paris wird berichtet: Wie teuer Frauenschönheit bezahlt werden muß, zeigte eine Gerichtsverhandlung in Paris, die von der vornehmen Welt mit großem Inter- esse verfolgt wurde und wohl einige Zeit lang das Tages- gespräch der Salons bleiben wird. Die Vicomtesse de Varinan hat zur Pflege ihres Teints die Dienste einer Schönheitsdottorin in Anspruch genommen und mehrere Monate lang unterzog sie sich alltäglich geduldig der Auf- gabe, sich eine Stunde lang das Gesicht massieren zu lassen. Nach Ablauf der Kur aber brachte der Postbote eine Rechnung, und die Vicomtesse erfuhr mit einigem Staunen, daß sie ihrer Masseuse für die Behandlung 5407,50 Mark schulde. Der Preis schien ihr zu hoch, selbst für ihre eigene Schönheit, und sie entschloß sich, es auf die Klage ankommen zu lassen. Vor Gericht wurde festgestellt, daß die Behandlung sich auf eine einstündige Gesichtsmassage mit einer besonderen Salbe beschränkt hatte und daß die Masseuse für diese Bemühungen pro Tag 50 Mark verlangt hatte. Der Rechtsanwalt der Schönheitsdottorin führte aus, daß keine Klientin eine gewöhnliche Masseuse sei, sondern eine Künstlerin ihres Faches, daß jeder Nero und jede Muskel durchmassiert werden mußte und daß diese Anstrengung so groß war, daß die Schönheitsdottorin nach jeder Sitzung sich stun- denlang ausruhen mußte. Zugleich machte er geltend, daß die Schönheitsdottorin, deren Rezept natürlich nicht ver- raten werden könne, sehr teure Ingredienzien erfordere, wie z. B. bittere Mandelnessenz, die 24 Mark pro Gramm koste. (Ein Pariser Chemiker erklärte übrigens, daß der Marktwert dieser Essenz nur 15 Centimes pro Gramm betrage.) Allein das Gericht fand die Kur doch ein wenig zu teuer und ermäßigte die Rechnung der Schönheits- doktorin von 5407,50 Mk. auf insgesamt 960 Mark, die die Vicomtesse für ihre Gesichtsmassage bezahlen mußte.

II Jung gezeit.

Man nimmt im allgemeinen an, daß mit steigender Kultur die Menschen nicht nur seltener, sondern auch vor allem später heiraten. Danach müßten die Heiratslu- stigen von heute älter sein, als die früher in die Ehe traten. Wie nun tatsächlich in der Politisch-Antropo- logischen Revue durch statistische Untersuchungen festgestellt hat, ist gerade das Gegenteil der Fall. In Preußen be- trug 1867 das durchschnittliche Heiratsalter 30 Jahre bei den Männern, 27,4 Jahre bei den Frauen; im Jahre 1901 betrug es bei den Männern nur noch 28,9 Jahre und bei den Frauen 25,7. Diese niedrige Zahl hat sich seit- dem bis 1905 konstant behauptet. In Bayern betrug das Heiratsalter in den Jahren 1841—1860 durchschnittlich bei den Männern 32,4, bei den Frauen 29,4 Jahre; im Jahre 1904 bei Männern 29,1, bei Frauen 26 Jahre. Dasselbe Sinken zeigen auch die Statistiken des übrigen Deutsch- lands. Dabei steht kein Unterschied zwischen Stadt und Land. In Bayern ist sogar das Heiratsalter auf dem Lande höher als in den Städten. Die größte Abnahme des Heiratsalters erfolgte in dem Jahrzehnt 1896—1900. Auch in den übrigen Staaten des europäischen Festlandes heiraten die Leute in immer jüngeren Jahren, wenn- gleich sich das nicht so stark ausprägt, wie in Deutsch- land; nur in England zeigt das Heiratsalter eine Zunahme. Aus dem Rückgang des Heiratsalters darf man aber nicht, wie die Anschauung dazu bemerkt, auf ein Steigen der Ge- burtensziffern schließen. Die Geburtenziffer fällt vielmehr fortgesetzt.

machen sollte; sie blühte unsicher auf die Herrlichkeit, wäh- rend Gerda mit einer Miene unverkennbaren Triumphes daneben stand.

„Wie schön,“ kam es endlich zögernd von ihren Lippen. „Aber ich weiß noch nicht, — Du mußt mir er- klären, Manfred, was es sein soll?“

„Was es sein soll? Nun ein Dornröschenkostüm zu den lebenden Bildern!“ plähte nun Gerda, die nicht mehr länger an sich halten konnte, heraus. „Und das ist mein Werk!“ setzte sie voll Selbstgefühl hinzu. „Sie waren ja so unzugänglich in diesem Punkt, da beschloß ich eine vollendete Tat zu schaffen.“

Die junge Frau war unter ihren häufig hervorge- sprungenen Worten lächelnd, über die feingewungenen Brauen legte sich zum ersten Male ein Schatten des Un- mutes, als sie zu ihrem Gatten aufblickend, fragte:

„Ist das wahr, Manfred?“

(Fortsetzung folgt.)

Lothales.

Die Ungunst der Zeiten wird beim Weihnachtsgeschäft in den größten deutschen Städten vielleicht mehr ver- spürt, wie in den mittleren und kleineren, und diese Un- gunst leitet sich weniger aus dem Geldmangel her, wie aus der übergroßen Konkurrenz und den hohen Unkosten, die in Berlin und anderen Städten herrschen. Nament- lich diese Unkosten sind es, die den notwendigen Gewinn ganz bedeutend schmälern, und so hören die Klagen nicht auf. Ueber das Einkaufs am „silbernen“ Sonntag vor Weihnachten liegen, soweit das Wetter nicht störend in die Erscheinung trat, aus vielen „Provinzstädten“ recht befriedigende Meldungen vor, hingegen „Mapperte“ an der Spree das Geschäft nur sehr mäßig. Vor allem hat es unter solchen Umständen keinen Wert, sich aus Berliner und anderen Geschäften Gaben für den Weihnachtstisch schicken zu lassen, man muß auch dort auf die Kosten kommen, und dann ist der sogenannte „Weltstadt-Ge- schmack“ keineswegs immer imponierend für andere Ge- genden. In einem scheint nur dies Jahr überall ge- nau dieselbe Gesinnung herrschen, in allen Spielfächen dominiert der Name „Zeppelin“. Aus den kleinen Bal- lons sind größere geworden, ja es sind schon ganze Luft- schiffer-Abteilungen mit allem möglichen Zubehör her- gerichtet. An unterhaltendem Material für Jugendspiele fehlt es also nicht, und wenn die Automobile usw. zeitweise etwas in den Hintergrund treten, schämt es nicht. Auf den Fußböden der Zimmer war es mitunter auch so unsicher, wie auf der Landstraße. — Ein neuer Scherz-Arti- kel ist unter dem Namen „die deutsche Invasion“ auf den Weihnachtsmarkt gekommen. Es handelt sich um ein Bildchen von Postkarten-Größe, auf dem man einen Ze- ppelein-Ballon in voller Fahrt und darunter die englische Flotte auf hoher See erblickt. Mit Hilfe einer brennenden Zigarre, die man an das Papier bringt, wird eine mit Schießpulver gefüllte Linie in Brand gesetzt. Das Ende ist die Explosion eines Schiffes. Hoffentlich macht keine Finger-Verbrennung dem Spaß ein Ende.

— Für die Annapflichtszeiten wurden in der letzten Sitzung des Annapflichtsvereins aus Anlaß der Mehrarbeit durch die Nachberechnung des Kranfengeldes auf Grund der Zahlung vom 1. Juli 1908 eine Gesamterhöhung von 10 000 Mark, sowie die Erstattung der Portoauswendungen bewilligt, die Summe soll auf die einzelnen Vesteilen nach der Zahl der von ihnen erledigten Anträge verteilt werden.

— Die Ergebnisse der in dem Ruheort geltend vor- genommenen Wahlen zum Berggewerbetagewerk liegen mit einer Ausnahme (Serten) jetzt vollständig vor. Es haben erhalten: der alte Bergarbeiterverband 53, der Gewerbetagewerk 24 und die Polen 2 Mandate. In Serten konnte geltend die Aufzählung nicht mehr erfolgen, weil es im Wahllokal zu stürmischen Szenen kam, die den Wahlvorstand veranlaßten, die Feststellung des Ergebnisses auf heute abend zu verschieben.

— Arbeiter als Schöffen. Das Kartell christlicher Ge- werkschaften in Hannover erhielt auf eine Eingabe den be- hördlichen Bescheid, daß sieben Männer aus Arbeiterkreisen als Hauptgeschöffen für das Jahr 1909 ernannt werden würden.

— Ein Junges, der seine Lage gern verbessern möchte und, nebenbei bemerkt, auch schon reich an Leuten ist, verlor sein Glück darin, daß er auf ein Inserat einer aus- wärtigen Zeitung einging. In der betreffenden Anzeige suchte ein junges Mädchen nach passender Herrenbekanntschaft, zwecks späterer Heirat. Eiligt bewarbt sich unser Junges um die Gunst dieser Dame und reicht seine „Offerte“ ein. Ge- raume Zeit war verstrichen, es kam keine Antwort. Schon war alle Hoffnung aufgegeben, als er eines guten Tages eine Ansichtskarte aus D. in Polen erhielt, auf welcher neben der Adresse die Worte zu lesen waren: „Schick ich Gesicht beiniges auf Papier, will sehen, wie kuckst du!“ Gemeint war natürlich eine Photographie. Nicht wenig erstaunt beschickte unser Wiedermann die Karte, zerriß sie schließlich topfschüt- telnd mit den Worten: „El mein, dat wör nix!“

? Der neueste Gesellschaftsport.

Die Salons der eleganten Amerikanerinnen stehen im Zeichen eines neuen Gesellschaftsportes, der sich im Sturme die Herzen der eleganten Welt erobert hat und die lang- währende Herrschaft des Bridge und des Pokerspiels in wenigen Wochen schwer erschüttert hat. Luigi Barzini gibt im Corriere della sera eine unterhaltsame Schilderung dieses neuen Gesellschaftsvergnügens, das nichts anderes ist, als eine erweiterte Art jenes Kinderspiels, das ein jeder aus seiner Jugend kennt, jener Bilderbaukasten, die für unruhigen Kleinen schon immer eine heilsame Gedulds- probe bedeuteten. Die Amerikaner nennen es „Picture Puzzle“, aber ihr Bilderbaukasten besteht nicht aus einer bescheidenen Anzahl großer regelmäßiger papierüberzo- gener Holzblöcke; die Nachbildungen großer Gemälde sind in unzählige unregelmäßige Stücke und Splitter gebro- chen, und zur Zeit kennen die fashionablen Amerikanerinnen nichts Interessanteres und nichts Amüsanteres als die Wiederausammenfügung dieser zahllosen Partikel zu einer farbenstrahlenden harmonischen Einheit. In allen Sa- lons huldigt man diesem eigentümlichen Sport. Zu dritt, zu viert, in ganzen Gesellschaften, am liebsten aber im stillen Tete-a-tete müht man sich eifervoll, die Bilder wieder zusammenzusetzen; stundenlang spannt man die Ge- duld auf diese je nach dem Temperament aufregende oder nervenberuhigende Folter und zu der Zusammenfügung ein- zelner größerer Bilder werden sogar mehrere Tage an- gesetzt, in denen die Dame des Hauses angestrengt „ar- beitet“, um das schwierige „Problem“ glücklich zu lösen. Der Urheber dieser seltsamen Idee ist bereits zum Mil- lionär geworden und er verdient sein Glück. Mit ge- furchten Brauen über den Tisch gebeugt, werden die ame- rikanischen Schönen und ihre Gesellschaften zu wahren Sherlock Holmes, die jedes Holzstückchen in angestrengter Gedankenarbeit zu ergründen trachten, aus der Farbe,

aus dem Lauf der Umrisse, ja aus der Färbung des Holzes die scharfsinnigsten Schlüsse ziehen. Es ist nicht mehr wie früher, wo die sportliebende Gesellschaft in Mitwirkende und Zuschauer zerfiel, die Jugend fraterni- siert mit dem Alter und in diesem „Picture-Puzzle“- Sport, der allen zugänglich ist, finden sich Jung und Alt, Herren und Damen als gleichberechtigte Partner. Eine der führenden Damen der Gesellschaft hat in der fünften Avenue ein regelrechtes Leihinstitut für derartige zerlegbare Bilder eingerichtet, eine „Puzzle-Exchange“, in dem die begeisterten Anhänger des neuen Sportes ihre „Gemälde“ nach Bedarf umtauschen können. Denn die Wiederaus- sammenfügung immer desselben Bildes ist diesen ameri- kanischen Janatieren der Geduld zu monoton und auf der anderen Seite die regelmäßige Neuanschaffung dieser kei- neswegs billigen Geräte zu kostspielig. Niemand kann be- kanntlich sparsamer sein, als die amerikanischen Millionäre in jenen Dingen, denen man es nicht ansieht, daß sie teuer sind.

Die Wahlmaschine.

In einer Anzahl Pariser Theater wird man an Premierenabenden jetzt einen eigenartigen Apparat sehen hinter dem die Theaterbesucher auf eine Sekunde ver- schwinden, um sofort auf der anderen Seite mit geheim- nisvollem Lächeln wieder aufzutreten. Es ist die Er- findung eines jungen italienischen Ingenieurs Boggiano, eine automatische Wahlmaschine, die dazu dient, die Stim- men des Publikums für oder gegen das Stück zu registrie- ren, noch ehe der Kritiker seine Meinung geäußert hat. So fällt das Publikum selbst das Urteil, und wenige Minuten später verkünden weißleuchtende elektrische Zahlen den Boulevard-Flaneuren das Ergebnis der Ab- stimmung über die jüngste Premiere. Der Apparat selbst gleicht einem Automaten; der Wähler steht hinter der Maschine, sobald er von anderen nicht gesehen wird, und steckt eine Bronzemarke in diejenige der Öffnungen, die seiner Meinung entsprechend, entweder in das Ja-fach oder in das unerbittliche Nein. Der Apparat registriert auto- matisch die abgegebenen Stimmen, ohne zunächst anzu- zeigen, ob pro oder contra gewählt ist; erst nach Schluß der Abstimmung kann auch die Verteilung der Stimmen festgestellt werden, so daß es keine Möglichkeit gibt, auf irgend eine Weise vorher zu erfahren, wie der einzelne Wähler gestimmt hat. Der Apparat war ursprünglich für politische Wahlen und besonders für Volksabstimmungen gedacht; er hat sich bei der Wahl in Turin, bei der 40 000 Stimmen abgegeben wurden, ausgezeichnet bewährt und kam auch bei der ersten Vorstellung des Argentina-Theaters in Rom zur Anwendung.

Poetische Wochenplauderei.

Es ist doch eine herrliche Zeit,
Wenn Weihnachtsfreuden nicht mehr weilt!
Das wird mir alle Tage klar
Daheim, wo's sonst gemütlich war.
Jetzt gibt es im Hause fast keinen Ort,
Wo es nicht heißt: ei, willst du gleich fort!
Denn überall und weit und breit
Liegt irgend eine Weihnachtsarbeit.
Und wie geht alles ganz glatt und schön,
Wenn ich des Abends will kneipen geh'n
Da gab' es sonst ein tolles Halloh,
Jetzt geht das besser, ein jeder scheint froh
Wenn man dem Hause den Rücken kehrt,
Und in der Kneipe sein Geld verkehrt.
Ja, neulich hätte's nicht viel gefehlt,
Dann wurde mir's Segelblat hingezählt.
Rommi' ich jetzt mal nicht grad' spät nach Haus,
Wo sonst aber längst alle Lichter aus,
Dann funkeln die Kerzen noch aktuell,
Wie nebenan beim Rommerzienrat.
Und dreh' ich im Türschloß den Schlüssel herum,
Dann stürzen drinn' Tische und Stühle um.
Run, — ich verstehe ja meine Zeit!
Es riecht eben alles nach Weihnachtsarbeit.
Und gegen den Aufruhr ist nichts zu machen,
Auch nicht gegen gestülpte Sagen!
Daß solcher Hausrat das Fest verschönt,
Dran hat man sich allmählich gewöhnt.
Es ist doch eine herrliche Zeit
Für Stammtischschwatz und Gemütlichkeit.
Man hat ja jetzt so schönen Grund
Zu schimpfen und aufzureizen den Mund.
Dann ist's keine Schande für unsereins
Wenn Geld fehlt, — 's Reich hat ja selber teins!
Doch daß man uns nun so schröpfen will,
Und glaubt, wir halten mit Wonne still,
Das hat mich wirklich etwas pikiert,
Und auch meine Freunde hat's mächtig altriert.
Wenn wir dann recht hühig, sagst trocken der Wirt:
Und bei 'ner Savannah und einem Topp Bier,
Ich alles andere ignorier.
So ist die Zeit vor Weihnacht ganz schön,
Doch eines Tages — muß sie vergehn!
Dann hat man sich gerade so nett gewöhnt,
Da kommt die Zeit, wo Mutter stöhnt,
Wo sie uns sagt mit klarem Blick:
Im Hausfrieden liegt alles Glück!
Der Jüngste schleipst Schaufelstiefel herein
Und will natürlich gekauelt sein.
Der andere sich mir heulend naht,
Weil kopflos wurde ein Zinnsofdat.
Der dritte jammert ganz entsetzt,
Weil Fritz sich auf seine Trommel gesetzt.
Was nun noch die drei Mädchen angeht,
Man sich da noch am besten steht.
Sonst wär' ich auch nicht so friedlich geblieben!
Ich habe gottseidant nur die sieben!
Ob ich mich daheim, ob am Stammtisch befinde,
Am Räsonieren gibt's immer Gründe!

Die Beche Raddob.

In Arbeiterzeitingen werden immer von neuem Behauptungen über die Ursachen der schweren Katastrophe in Raddob aufgestellt, namentlich, daß es in dem Schacht schon kurz vorher infolge von Schüssen zu Bränden gekommen ist. Die Verwaltung stellt das in Abrede. Der „Vorwärts“ erzählt auch, daß abermals 120—130 Mann von Raddob die Kündigung erhalten haben, unter denen sich alle befinden, die Auslagen machen. Das wird die Verwaltung wohl ebenfalls in Abrede stellen. Die 300 Toten ruhen inzwischen noch in dem Unglückschacht. Bisher handelt es sich jetzt darum, das zur Erhöhung des Brandes in die Gruben gelassene Wasser wieder herauszuschaffen. Dann wird der Bergung der Leichen näher getreten werden.

Ein chinesisches Frauenrestaurant

Auch im fernen Osten gewinnt das Frauenrecht immer mehr Anhängerinnen; selbst die jählich einher trappelnden Töchter des Himmels stürzen sich neuerdings auf den Kampfplatz der öffentlichen Angelegenheiten und erheben Einspruch dagegen, fürderhin ihr Leben als ein meingeloses Elend Haushalt zu verbringen. In einer Reihe größerer Städte Chinas sind in der letzten Zeit Mädchen-schulen gegründet worden, in denen nach europäischem Muster unterrichtet wird, und zugleich wurden mehrere Frauenzeitingen gegründet. In Kanton ist jetzt ein großes Restaurant eröffnet worden, dessen Leitung ausschließlich in den Händen von Frauen liegt, und das auf die chinesische Damenwelt eine große Anziehungskraft auszuüben scheint, denn zahlreiche Besucherinnen verkehren hier und genießen die Freiheit, sich ungehindert unter sich zu unterhalten und zu diskutieren. Selbst die Kaiserin des Reichs ist eine Dame. In der chinesischen Presse beschäftigt man sich lebhaft mit dieser Neuerung, man erblickt darin ein bemerkenswertes Symptom für das Erwachen des weiblichen Selbstbewusstseins, das wohl noch manchen harten Kampf zu bestehen haben wird, ehe es sich gegen die altererbten Traditionen ihres Vaterlandes durchsetzt.

Das Ende des Gefechtsmaßes.

Das jüngst vom Stapel gelassene amerikanische Schlachtschiff „Idaho“ weicht von allen übrigen Kriegsschiffen durch den Typus seines Mastes ab. Man hat auf den alten Gefechtsmast verzichtet und statt dessen einen turmhohen Mast errichtet, der gänzlich aus Röhren besteht, die torbgeleitet angeordnet sind. Oben trägt er eine Plattform, die jedoch nur Kontrollinstrumente für die Geschütze, Scheinwerfer und die nötige Bedienungsmannschaft aufnehmen soll. Zu diesem merkwürdigen Mast ist die Kriegsmarine der Vereinigten Staaten nach jahrelangen Versuchen gelangt. Bei der großen Treffsicherheit der heutigen Geschütze hat die amerikanische Marineleitung den alten schweren Gefechtsmast aufgegeben, weil er für das Schiff zu gefährlich sei. Sicher, so argumentiert sie, würde er beim Beginn einer Schlacht sofort herabgeschossen werden und müßte dann infolge seiner Schwere das Schiff ernstlich verlegen. Der neue Mast dagegen besteht aus ganz dünnen Röhren. Selbst wenn viele vor ihnen zertrümmert werden, bricht das Gerüst doch nicht

zusammen. Damit scheint das Ende des Gefechtsmaßes, der noch vor wenigen Jahrzehnten eine große Rolle spielte, nahe herbeigekommen zu sein. Auch die Japaner haben in ihrem letzten Kriege aus ihren Masten alle Geschütze entfernt und nur Scheinwerfer dort gelassen; andere Nationen sind dem Beispiel gefolgt, und wenn natürlich auch nicht der amerikanische Typus, dem man besonders in England sehr skeptisch gegenübersteht, überall angenommen wird, werden die Geschütze wohl bald auf den Gefechtsmasten sämtlicher Kriegsschiffe verschwinden.

Die Franzosen als Absinthtrinker.

Aus Paris wird berichtet: Die Gefahren des Alkoholgenußes macht Jules Claretie im Temps zum Gegenstand einer eingehenden Untersuchung, in der er zahlenmäßig nachweist, wie der Alkoholverbrauch in Frankreich von Jahr zu Jahr sich steigert und mit ihm die verderblichen Folgen für die Volksgeundheit. Noch im Jahre 1894 gab es in Frankreich 450 000 Ausschankstellen für Alkoholvertränke; heute ist die Zahl auf über eine halbe Million angewachsen und steigt trotz des Stillstandes der Bevölkerungszahl weiter. 1894 verbrauchte die französische Nation insgesamt 37 Millionen Hektoliter alkoholischer Getränke; zwölf Jahre später überschritt der Konsum bereits 50 Millionen Hektoliter. Es ist interessant, daß die Kriminalität mit der Zunahme des Alkoholkonsums gleichen Schritt gehalten hat, und zugleich zeigt die Statistik ein vermehrtes Vorkommen der Geisteskrankheiten. Im Jahre 1893 zählte man in Frankreich 59 000 Wahnsinnige; 1904 betrug deren Ziffer bereits 70 000. Seit dem Gesetz von 1881, das den Verkauf von Spirituosen freigibt, ist auch die Selbstmordrate in stetigem Wachstum und erreichte im Jahre 1903 bereits die Zahl 8800, wo fünfzig Jahre früher nur 3500 Selbstmorde vorkamen. Was die französischen Patrioten dabei am schwersten beunruhigt, ist die wachsende Beliebtheit des verderblichsten aller alkoholischen Getränke, des berauschenden Absinths. Trotz aller propagandistischen Abwehrmittel wächst der Absinthkonsum von Jahr zu Jahr in beängstigender Weise. Im Jahre 1901 wurden in Frankreich 279 000 Hektoliter Absinth verbraucht, drei Jahre später überstieg der Konsum bereits 359 000 Hektoliter und er ist seitdem noch weiter gewachsen. Nach den letzten Berechnungen entfällt auf jeden Kopf der Bevölkerung jährlich nicht weniger als ein Liter Absinth.

* Die zehn reichsten Frauen der Welt.

Mit dem Tode ihres Vaters, des kürzlich verstorbenen Mr. Harry Barnato, tritt Mrs. E. G. Asher in den Kreis der zehn reichsten Frauen der Welt. Als die reichste wird gewöhnlich Hetty Green bezeichnet, die über ein Vermögen von rund 320 Millionen verfügt. Am nächsten steht ihr Mrs. Russell-Sage, die seinerzeit ein Vermögen von 340 Millionen erbe, jedoch einen großen Teil davon für wohltätige Zwecke wieder ausgegeben hat. Auf 320 Millionen beziffert man auch das Vermögen der Frau von Bohlen, der Tochter Krupps, während Mrs. Anne

Weighman Waller über 240 Millionen verfügt. Neben Gelbjorgen kann sich auch Frau Creel, eine Amerikanerin, nicht beklagen, denn sie verfügt über ein Jahreseinkommen von nahezu 20 Millionen Mark. Die Marquise von Graham zählt zu den reichsten Engländerinnen, denn bei dem Tode ihres Vaters des zwölften Herzogs von Hamilton, kam sie in den Genuß einer Jahresrente von nahezu 2 300 000 Mark. Die Herzogin von Roxburghe, geborene Miss Goelet, erbe von ihrem Vater 100 Millionen, und die Tochter des vor kurzem verstorbenen Sir John Blandell Maple, die Baronin von Cardisfain, verfügt über ein Jahreseinkommen von weit über eine Million. Die ehemalige Miss Gladys Vanderbilt, die heutige Gräfin Gexhngi, erbe ein Vermögen von 50 Millionen, während Mrs. E. G. Asher jetzt über ein Kapital von 40 Millionen frei verfügen kann.

Prophezeiung des schlesischen Hirten an Prinz Wilhelm (1800.)

Noch ehe die Tage des Unglücks über Preußen und seine Königsfamilie hereinbrachen, noch in den sonnigen Stunden ihres Glücks war es, daß Königin Luise in den schlesischen Bergen mit ihren Kindern Erholung suchte. Einst erbat sie in der Hütte eines Hirten Schutz vor dem Wetter. Als die Lichtgestalt der hohen Frau, eingerahmt von ihren beiden ältesten Kindern, das Zimmer betrat, warf sich der überaus alte Hirte, wie einer höheren Eingebung folgend, vor dem kleinen dreifährigen Prinzen Wilhelm auf die Knie und prophezeite dem schüchternen Knaben leuchtenden Auges, er werde einst eine Kaiserkrone tragen. Man schüttelte den Kopf über den treuerzigen Alten und vergaß seinen Spruch. Wie sollte auch ein preussischer jüngerer Prinz je zu solcher Krone kommen, zumal der Erbe der preussischen Kaiserkrone, der ältere Bruder Friedrich Wilhelm, gesund und kräftig heranwuchs und allen als besonders reich entwickelt galt. Erst ein halbes Jahrhundert später erinnerte man sich dieser Prophezeiung, aber erst weiterer 30 Jahre bedurfte es, um die Worte des armen schlesischen Schäfers wahr zu machen.

Allerlei.

Postkarten ohne Ankunftsstempel. Die Post trägt ebenfalls der Mahnung zur Sparsamkeit Rechnung, denn die Postkarten sollen fortan keinen Ankunftsstempel mehr erhalten. Die Abstemplung beansprucht natürlich ziemlich viel Zeit.

Die Strafkammer in Frankfurt a. M. verurteilte den Kaufmann Fridenhausen wegen Erpressungsversuchs gegen den Oberleutnant Trimborn, einen Bruder des bekannten Reichstagsabgeordneten, zu einem Jahre Gefängnis und fünf Jahren Ehrverlust. Der Offizier erklärte, er sei nur deshalb zur Anzeige geschritten, um zu beweisen, daß er die Öffentlichkeit nicht zu scheuen habe.

Aus der Reichshauptstadt. „Haben Sie schon gehört, das 1. Garderegiment soll abgeschafft werden?“ — „So, warum denn?“ — „Ja, leben Sie, Majestät ist doch Regimentsinhaber, es ist also ein persönliches Regiment, und ein persönliches Regiment des Kaisers wird nicht mehr gebildet!“

Der Hausfrau. Frau Professor (zum Dienstmädchen, das ins Freie gehen will, um die Mondfinsternis zu betrachten): „Also merken Sie genau auf, Anna: Wenn Uhr elf Minuten tritt der Mond in den Schatten der Erde; neun Uhr dreißig ist er total verfinstert; neun Uhr fünfundsünfzig tritt er wieder aus dem Schatten heraus und um 10 Uhr wird die Haustür zugeschlossen!“

Man kann ihn nicht verdrängen den echten Kathreiners Malzkaffee.

denn seit nahezu 20 Jahren hat er sich bewährt als bestes Familiengetränk. Kathreiners Malzkaffee enthält keine gesundheitschädlichen Bestandteile! — Überall erhältlich! In ganzen, halben und viertel Paketen, das Viertel-Paket 10 Pfennig.

Man achte aber darauf, daß Kathreiners Malzkaffee nur echt ist in geschlossenen Paketen mit Bild und Namenszug des Patrons Kneipp und der Firma „Kathreiners Malzkaffee-Fabrik“.



Gold- u. Silberwaren

finden Sie in schöner und größter Auswahl.

Serren-Uhren von 5,50 M. an	Regulatore von 12 M. an
Eilb. Herren-Uhren v. 9,50 M. an	Singebrennen (Preisw.) v. 15 M. an
Eilb. Damen-Uhren v. 9,50 M. an	Wachstren v. 3 M. an
Gold. Damen-Uhren v. 16 M. an	Mädchenuhren v. 5 M. an
Gold. Herren-Uhren v. 60 M. an	Standuhren v. 13 M. an

Broschen, Ringe, Armbänder, Halsketten v. 1 M. an bis zu den feinsten und neuesten Mustern.

Trauringe in allen Weiten und Breiten mit u. ohne Einfüge. Bowlen, Aufsätze, Kaffee-Service, Fruchtschalen, Butter- und Zuckerdosen u. s. w.

Alle Waren zu bedeutend herabgesetzten Preisen.

Hermann Heiermann,

Uhrenmacher, Sprockhövel.

PIANOS

u. Flügel in altbewährter Güte, IBACH-PIANOLA-PIANOS d. h. IBACH Pianinos mit eingebautem Klavierelement, Pianolas mit Themodist und Metrostyl, sowie Harmoniums, empfiehlt in reicher Auswahl zu bequemen Bedingungen

Rud. Ibach Sohn

Kais. u. Königl. Hof-Flügel- und Pianino-Fabrik, geg. 1794

Barmen,

Neuerweg 40.

Bei Kauf, Miete, Umtausch, Reparatur oder Stimmung wende man sich an die mehr als hundertjährige Erfahrung des durch vier Generationen bestehenden Hauses

IBACH



Dr. Oetker's Weihnachts-Plätzchen.

zutaten: 500 g Mehl, 1 Bäckchen Dr. Oetker's Backpulver, 150 g Butter, 150 g Zucker, 1 Bäckchen Dr. Oetker's Vanillin-Zucker, 2 Eier. — Zubereitung: Rühre die Butter schaumig, gib den Zucker, Vanillin-Zucker, die Eier und das mit dem Backpulver gemischte Mehl hinzu, teile den Teig dann in mehrere Teile, die nach und nach ganz dünn ausgewellt und mit einem Weinglas ausgeglättet werden. Drücke mit einem Reibgitter oder mit einer Stricknadel oder Gabel gleichmäßige Vertiefungen in die Scheiben und gib sie auf ein mit einem Stück Butter ganz dünn abgeriebenes Blech in den Backofen. Back 10 bis 15 Minuten und die Plätzchen gebaden und werden nach dem Erkalten in einem Blechkasten aufbewahrt.

Nützliches Festgeschenk für Frauen und junge Mädchen.

Davidis-Holle prakt. Kochbuch,

41 vermehrte Auflage. Mit 8 farbigen Beilagen u. 51 Abbildungen. Ueber 2000 selbstgeprüfte Rezepte. Solid und eleg. geb. Mk. 4,50. Vorrätig bei

Gust. Kundtschen Buchhandlung, Sattingen — Dahlhausen.

Tausende Raucher empfehlen

neben garantiert ungeschwefeltem, deshalb sehr bekömmlichen und gesunden Tabak.

1 Tabakspfeife umsonst zu 9 Pfd. meines berühmten Forstertabak für M. 4 25 frk. 9 Pfd. Pastorentabak u. Pfeife kost. zus. M. 5.— frk. 9 Pfd. Jagd-Kanaster mit Pfeife M. 5.50 frk. 9 Pfd. holländ. Kanaster mit Pfeife M. 7.50 frk. 9 Pfd. Frankfurter Kanaster mit Pfeife kost. frk. M. 10.— gegen Nachnahme. Bitte anzugeben, ob nebenstehende Gesandheitspfeife oder eine reichgeschmückte Holzpfeife oder eine lange Pfeife erwünscht.

E. Köller, Bruchsal (Baden) Fabrik. Weltruf!

Hoher Verdienst.

bis 1000 Mark per Monat, können Leute all. Stände, d. d. Kleinvertrieb von gel. gesch. Weltmarkenartikeln verdienen. Laden, Kapital u. Berufsaufgaben nicht nötig. Auskunft durch F. A. Bennewitz, Reinholden-industrie, Dicks 413

Ein Sohn achtbarer Eltern wird für ein kaufmännisches Bureau in Linden als

Lehrling

gesucht. Offerten unter W. 600 an die Geschäftsstelle des Linden-Dahlhauser Tageblattes erb.

Praktische Weihnachts-Geschenke

in reicher Auswahl bei bekannt grösster Solidität und Billigkeit.

Damen- und Herren-Wäsche, Kragen, Manschetten, Schirme, Kravatten, Rosenträger, Taschentücher, Korsetten, Schürzen, Strumpfwaren, Normal-Unterzeuge, Handschuhe.

Ball-Echarpes, Rüschen, Gürtel, Ledertaschen und Portemonnaies. Golf-Jacken, Mützen und Shawls.

Für Kinder: Kleidchen, Mäntelchen, Häubchen, Tellerkmützen etc.

Moderne Pelz-Kolliers in vielen Pelzarten in jeder Preislage.

Weisse Kinder-Kolliers u. Garnituren in Tibet u. Eisbär.

Spezial-Abteilung für Damen- und Kinder-Hüte.

Pelz-Baretts — Pelz-Hüte.

Puppen, Puppen-Trousseaux, Puppen-Hüte, -Kleidchen, -Wäsche, -Schuhe und -Strümpfe.

Heubrich 6-8, A. Horn, Barmen, Heubrich 6-8.

Rabattmarken.

Volle Bücher nehme in Zahlung.

Grösstes Sprechmaschinen-Spezialgeschäft Deutschlands **OTTO JACOB, senior, Berlin, F 70**

Die echte „Mill-Opera“ ist billiger als jeder Konkurrenzapparat, übertrifft aber alle in Lautstärke und eleganter Ausstattung. Auf Wunsch bequeme Ratenzahlung ohne einen Pfennig Aufschlag.

Friedenstr. 9.

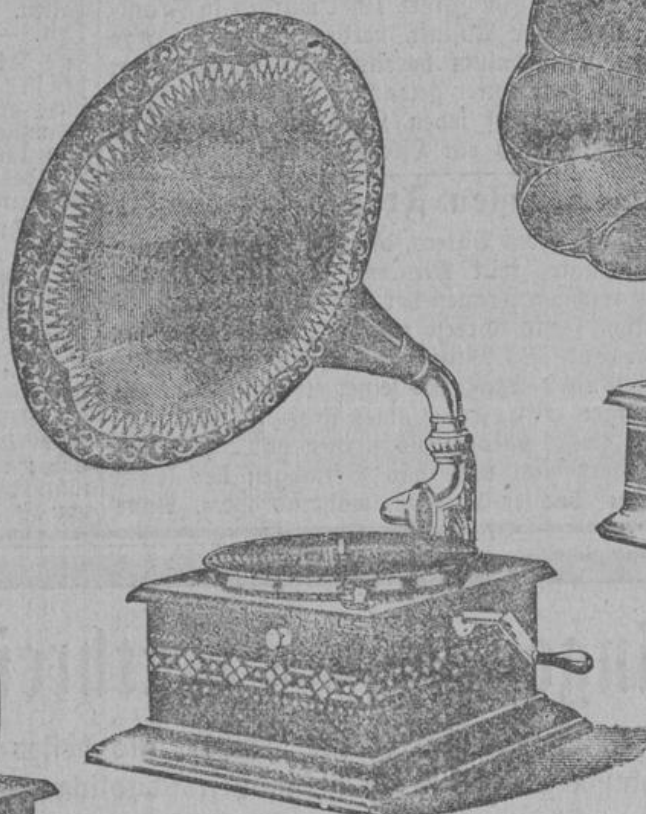
Unsonst

erhalten Sie ausserdem zu jedem Apparat 5 echte doppelseitige Mill-Opera-Schallplatten, 25 cm gross, mit 10 neuesten Stücken (regulärer Preis pro Stück Mk. 3,—), sowie 200 Nadeln.



Für alle Apparate 2 Jahre schriftl. Garantie!

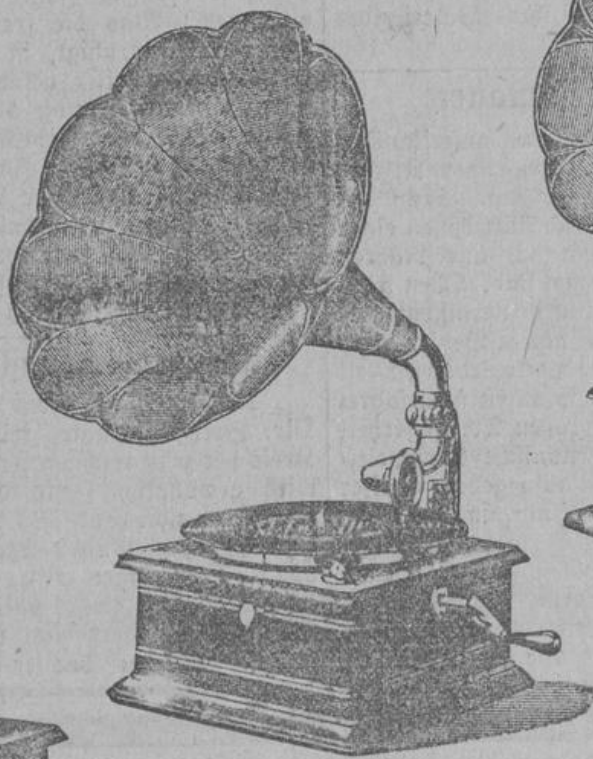
Modell 20. Mark 76.—. Eleganter Salonapparat, mahagonifarbig polierter Kasten mit Goldarabesken. Grösse 35 x 35 x 17 cm. Alle Metallteile vernickelt. Farbige lackierter Blumenschalltrichter mit 52 cm Schallöffnung. Mill-Opera-Concertschalldose. Incl. 10 neuesten Stücken. Monatsrate Mark 5.—.



Modell 17. Mark 53.—. Aparte Luxusausstattung, mahagonifarbig polierter Kasten mit Goldarabesken, Grösse 33 x 33 x 16 cm. Alle Metallteile ff. vernickelt. Farbige lackierter Blumenschalltrichter, 41 cm Schallöffnung, 1a Concertschalldose, incl. 10 neuesten Stücken. Mit Mill-Opera-Concertschalldose Mark 8,— mehr. Monatsrate Mark 3.—.

Vertreter an allen Orten gesucht gegen hohe Provision, auch für unsere Abteilung

Uhren und Goldwaren



Modell 16. Mark 48.—. Modern grün poliert. Gehäuse, Grösse 28 x 28 x 13 cm. Alle Metallteile ff. vernickelt. Farbige lackierter Blumenschalltrichter, 38 cm Schallöffnung, 1a Concertschalldose, incl. 10 neuesten Stücken. Monatsrate M. 3.—.



Modell 15. Mark 38,50. Braun poliertes Gehäuse, Grösse 28 x 28 x 13 cm, ff. farbig lackierter Blumenschalltrichter von 30 cm Schallöffnung, 1a Concertschalldose, incl. 10 neuesten Stücken. Monatsrate Mark 2.—.

Tausende unverlangt eingelaufener Anerkennungen auf unsere Apparate und Schallplatten!

Gef. ausschneiden. **Bestell-Zettel.**

Im Couvert einsenden.

Hiermit bestelle ich bei der Firma

Otto Jacob, sen., Berlin NO, Friedenstr. 9

1 Mill-Opera Mod.

incl. 10 neuesten Stücken auf 25/27 cm Platten und 200 Nadeln

Die Begleichung erfolgt durch Zahlung von Mk. am 1. jeden Monats. Beim Empfang zahle ich Mk. durch Nachnahme an. Die Ware bleibt Eigentum der Firma bis alles bezahlt ist. Nichtzahlung von zwei Monatsraten hebt die Vergünstigung der Teilzahlung auf. Erfüllungsort Berlin-Mitte. Als Anzahlung sind 10-20 pCt. der Gesamtsumme erwünscht.

Ort: Datum:

Vor- u. Zunamen:

Stand:

Strasse u. Hausnummer:

Wollen Sie einen billigen und eleganten Hut oder Mütze haben,

so gehen Sie in das Hut- und Mützenlager von

Hermann Heiermann, Sprockhövel

Grosser Räumungs-Ausverkauf.

Herren-Hüte, weich und steif, früher 2.50—3 Mk., jetzt 1.50 Mk.

Herren- und Knaben-Mützen von 25 Pf. an.

Knaben-Hüte von 50 Pf. an.

Lange Pelz-Kolliers gebe, so lange der Vorrat reicht, zu stammend billigen Preisen ab.

Servietten, Vorhänden, Kragen und Manschetten in allen Preisen, schon von 25 Pf. an.

Gemden, Taschentücher, Kravatten, Schleifen,

Plastrons, Kragenschoner und Tücher in großer Auswahl eingetroffen.



Handschuhe in Glace und Wolle.

Regenschirme für Herren, Damen und Kinder von 80 Pf. an

Spazierstöcke, Zigarettenaschen, Zigarren-Spizen, Portemonnaies in großer und schöner Auswahl.

Sämtliche Neuheiten werden zu bedeutend herabgesetzten Preisen verkauft.



Empfehle größte Auswahl in

Flach-, Tiefbrand- u. Kerbschnittartikel in den neuesten Sujets. Ferner fertig gebrannte und gemalte

Wandsprüche

in prachtvoller Ausführung.

Gattungen, Gustav Hundt, Dahlhausen.

Die ersten Blumen

6 vierhändige Tänze für Klavier.

Beide Hände der Prima-Partie im Umfang v. fünf Tönen, von Arnoldo Sartorio, Op. 781.

1. Schneeglöckchen, Polka-Mazurka; 2. Aukel, Walzer; 3. Primel, Gavotte; 4. Krokus, Menuett; 5. Gänseblümchen, Polka; 6. Veilchen, Walzer.

Diese frischen, allerliebsten, dabei sehr leichten Tänzen enthalten eine Fülle von Anregungen, fördern das Zusammenspiel und wecken den Sinn für klangvolle Harmonien.

Nr. 1-6 in einem Band Mk. 1.—.

Vorrätig in allen Musikalienhandlungen, sonst direkt vom Verleger franko gegen vorherige Einsendung von Mk. 1.—.

P. J. Tonger, Köln a. Rh.

Die Lebenserinnerungen des
Generalleutnants von Schubert.

Einen außerordentlich wertvollen Beitrag zur Geschichte der letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts stellen die soeben erschienenen Lebenserinnerungen des sächsischen Generalleutnants Gustav von Schubert (Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart) dar. Die glänzende militärische Laufbahn dieses Offiziers bezeichnet nicht nur die Entwicklung der Feldartillerie zu der wichtigsten Waffe, die sie heute in jedem modernen Heerwesen ist, sondern sie ist auch vor allem auf das engste verknüpft mit den Ereignissen der Feldzüge von 1864, 1866 und 1870/71. Das Buch ist aber nicht allein für den Soldaten und für den Historiker, sondern auch für weitere Kreise von größtem Interesse.

Das erste Ehejahr des Verfassers fällt mit den schweren Ereignissen von 1849 zusammen, ein ernstes, aber getreu entworfenes und sorgfältig durchgeführtes Bild betrifft den Dresdner Maiaufstand, in dessen Verlauf Schubert den Auftrag erhielt, auf einem bereit gehaltenen Dampfschiff Munition von der Festung Königstein nach Dresden heranzuholen. Die Schilderung dieser mit mehrfachen Gefahren verbundenen Fahrt, die den Führer des Kommandos den Entschluß fassen ließ, „das Schiff nötigenfalls in die Luft zu sprengen“, wozu ein Pulverfaß geöffnet und neben diesem ein Korporal mit geladenem Gewehr aufgestellt worden war, gehört zu den anziehendsten Schilderungen der einleitenden Kapitel. Das Ende des Aufstandes brachte dem jungen Offizier das Ritterkreuz des St. Heinrichsordens, ein hohes militärisches Ehrenzeichen, läßt ihn aber auch zu der Empfindung kommen, „daß das schwerste Los, welches den pflichtgetreuen und dabei fühlenden Soldaten treffen kann, doch der Bürgerkrieg ist, der Kampf gegen die irregulären Milizbürger, weil er nicht nur unheimlichen Haß erweckt, sondern auch Gefehrs- und Kampfformen herbeiführt, die dem militärischen Sinn widerstreben, ja ihn anwidern. Es fehlt dem Soldaten der rechtliche Feind, der ehrliche Kampf, die Innerlichkeit des Streikens.“

Nach nur sechsjähriger Dienstzeit wurde Schubert im Jahre 1849 zum Oberleutnant befördert und als solcher in den Generalstab kommandiert, dem er viele Jahre seines Lebens angehört und in dem er vor allem an den zwei Feldzügen von 1866 und 1870/71 Anteil nahm. Die Tätigkeit des neuen Generalstabes betraf es ganz besonders, daß in dem ersten Jahrzehnt seines Bestehens zweimal mobil gemacht wurde. „Für die Armee ist die Mobilmachung ein Lebensstrahl, der den Heereskörper erfrischt und belebt und von störenden Säften befreit.“

Mit der Darstellung der Kriegsergebnisse von 1866 beginnt ein wichtiger, wenn nicht der wichtigste Abschnitt der „Lebenserinnerungen“. Ohne näher auf Einzelheiten einzugehen, muß doch hervorgehoben werden, wie „immer“ für den Feldzugsteilnehmer „auf den Glorionschein der österreichischen Bundesgenossenschaft ein dunkler Schatten fällt, wie die Mißstimmung über die Art der Befehlsgebung und die Führung der Operationen namentlich unter den Offizieren des sächsischen Hauptquartiers einen hohen Grad erreicht und ernste Besorgnisse für die Zukunft erweckt.“ Der Anhang 3 bringt hierzu eine strenge, keine Rücksichten kennende Darstellung aller zur Katastrophe führenden Fehler. Schubert ist der Verfasser der, von der Kritik seinerzeit außerordentlich günstig aufgenommenen Feldzugsbeschreibung „Anteil des königlich sächsischen Armeekorps am Feldzuge 1866 in Oesterreich“, die ihm — wie er selbst anführt — die sprunghafte Beförderung zum Oberleutnant brachte. „Wenn meine Autorschaft“ — so sagt er — „im übrigen zurücktrat und für viele ganz verborgen blieb, so entschädigte mich voll und ganz die Freude, zu sehen, daß das Buch dem Ansehen des Generalstabes zum Vorteil gereichte. Und die persönliche Einbuße war auch nicht so groß: man liest in Sachen gern gute Bücher, aber aus den Schriftstellern macht man sich nicht viel, besonders in der Armee.“

Das Vaterland hat, als Generalleutnant von Schubert am 3. September 1907 die Augen schloß, einen großen Sohn, sein König einen treuen Diener, die Armee einen hervorragenden Offizier verloren, dessen Andenken bei ihr fortleben wird.

Die Leiden eines Fremdenlegionärs.

In diesen Tagen ist im Verlage von W. Crüwell in Dortmund ein Buch von Dietrich Vorwerk erschienen, das den Titel trägt: „Im Heere der Heimatlosen. Wanderung eines deutschen Fremdenlegionärs“. Das Milieu der Fremdenlegion ist so dargestellt, wie es in der Erinnerung eines früheren Legionärs lebte. An den himmelschreienden Leiden, die darin auf Grund authentischer Aufzeichnungen geschildert sind, hat der Verfasser, wie er selbst sagt, nichts verschönt, sondern noch vieles verhüllt und gemildert. Wir teilen hier ein Erlebnis mit, das sich an einen „Kakentraub“ knüpfte. Der Held des Buches hatte mit einem Schlafkameraden, namens Eisenau, vom Hunger getrieben, in Gernville einer Kasse den Garau gemacht, um sie als „Sonntagsbraten“ zu verzehren. Die Folge dieser Extravaganza wird in dem Buche so geschildert: Am nächsten Tage wurde Eisenau von der Arbeit am Straßenbau zurückgerufen. Es war sein Glück. Bald nachdem er fort war, wurde ich zu Sergeant Vernet befohlen. Er sagte mir den Kakentraub auf den Kopf zu. Leugnen war unmöglich. Ich gestand alles. Nur den Kameraden verriet ich nicht. Während über meine Verurteilung rief der Sergeant den Korporal und zwei Mann von dem eingeborenen Nachkommando der Tirailleurs mit Gewehr. Sie mußten mich in ihre Mitte nehmen und etwa 300 Meter nach Süden hin führen. Wir machten Halt in einer Schlucht, die in halber Höhe eines Berges etwa 15 Kilometer südlich von Gernville lag. Hier wurde ich aller meiner Kleider bis auf die Drillhoie entledigt. Dann mußte ich die Hände auf den Rücken legen, damit die Wachen, die Handschellen, angebracht werden konnten. Darauf wurde ich hingeleitet und mit Fesseln versehen. Endlich wurden Handschellen und Zugseile auf dem Rücken zusammengebunden, was eine peinvolle

trümmerhafte Haltung des Körpers zur Folge hatte. Dieses Krümmen schloß ich die gefürchtete Crapaudine. In dieser Stellung mußte ich im ganzen 45 Tage zubringen. Dabei erhielt ich nur zwei Wasserschüsseln pro Woche, eine am Sonntagvormittag und eine am Donnerstag. Da ich mit den Händen auf dem Rücken nicht selbst essen konnte, mußte der Mann, welcher die Suppe brachte, mir dieselbe mittels eines Löffels einflößen. Nur bei Tage stand ein Volant noch bei mir. Des Nachts lag ich völlig verlassen an dem einsamen, menschenfernen Ort. Dann hörte ich das unheimliche Geheul der Schakale und Hyänen. Oft klang es aus nächster Nähe, und ich glaubte mich wehrlos den Zähnen der Bestien preisgegeben. Noch jetzt wundere ich mich, daß sie sich nicht an den geduldeten Tisch geleht und mir das Fleisch von den Knochen gestreift haben. Ich hätte nicht einmal einen Finger dagegen rühren können. Aufgeschlossen wurde ich in den 45 Tagen nur zweimal. Zum erstenmal, als mir der Sergeant mein Hemd, meine Schuhe und meine Hülse reichen ließ. Zum zweitenmal als der Major der Garnison ganz unangemeldet zur Inspektion kam. Er schickte den Volant nach dem Lager, um den Sergeanten mit dem Schlüssel zu holen. Der Soldat kam aber mit dem Korporal zurück. Auf einer Tragbahre wurde ich nach dem Lager getragen. Denn an Gehen war kein Gedanke. Den Sergeanten fand man nachher mit zerstoßenem Schädel in seinem Zelt. Er wußte, was ihm nach dieser Inspektion durch den Major bevorstand und hatte die Konsequenzen mit dem Revolver gezogen. Zwei Monate mußte ich im Spital zubringen. Dann waren die Folgen der Strafe, die ich für den Raub einer alten Kasse erlitten hatte, einigermaßen überwunden. Ich war wieder diensttauglich. Oft habe ich damals den Tod herbeigesehnt. Aber der Brief der Großmutter auf meiner Brust schützte mich davor, Hand an mich selbst zu legen. Noch heute, im Jahre 1908, trage ich die Narben, welche mir die Handschellen damals beigebracht haben.

Die Wahrheit über Felix
Faures Liebesroman.

Das bekannte französische Parlamentsmitglied, Herr L. P. D. Connor, der vermöge seiner vorzüglichen Beziehungen mit der englischen und französischen Gesellschaft wohlvertraut ist, veröffentlichte in der von ihm herausgegebenen Wochenschrift M. A. P. eine Schilderung des Liebesromans zwischen Felix Faure, des ehemaligen Präsidenten von Frankreich, und der unter dem Verdachte des Gattenmordes inhaftierten Frau Steinheil, die er für wahrheitsgetreu erklärt. Schon lange war es in der Umgebung des Präsidenten klar, daß seine Nervenkraft dem Zusammenbruche nahe war. Man glaubte, es wären die drückenden Geschäfte des Staatsmannes, die seine Gesundheit ruinierten, man gab dem Druckschmerz die Schuld an seiner Nervosität. Aber in Wirklichkeit lag der Grund wo anders: der alte Mann war hoffnungslos verliebt in eine schöne, junge, kokette, verheiratete Frau. Wenn er zu ihr kam, dann war sie die ewig heitere, kindlich lächelnde, die ihm mit ihren weichen Fingern die Sorgen von der Stirn ritzte und der große Tränen in die Augen füllten, wenn er ihr sein Leid klagte. Sie war die vollkommene „grande amoureuse“, die sich wie ein Schatten, wie ein Echo der Individualität und den Launen ihres Gebieters anpaßte und dadurch im Grunde genommen seine Gebieterin war. Nur ein Mägdchen war in der Harmonie ihres bescheidenen Lebens, ihr Gang zu Augenheilkunde. Manchmal lag ihm wohl der Argwohn auf, ob dieses hübsche junge Weib ihn wohl betrügen könnte, ob sie wohl imstande sein könnte, mit seinem Namen Mißbrauch zu treiben. Woher diese entzückende Abendtoilette? Ganz einfach, die hatte sie mit ihren geschickten Fingern selbst gearbeitet, aus altem Stoff, ohne jeden Kostenaufwand. Es wäre ja so gewesen, wenn der Präsident sich diesem Kinde gegenüber darüber aufgeregt hätte, daß der Schneider Doucet einige Tage später eine Rechnung von 2000 Francs schickte. Die vierzig Gänge, alles erlesene Staatsmänner, Künster und Gelehrte, die Frau Steinheil regelmäßig um sich versammelte, sind entzückt von den kulinarischen Genüssen. Jeder schenkt Frau Steinheil Glanz, wenn sie erzählt, daß sie mit ihrer Mariette ganz allein die Küche versieht, und doch bezweifelt niemand, daß der bekannte Restaurateur in der Nebenstraße ihr Vorkost ist. Aber bald ist es ein Geheimnis mehr, daß der bald 60jährige Gönner der Frau Steinheil sein hohes Geheiß und sein großes Privatvermögen ihr zum Opfer bringt. Aber unaufhaltsam treibt es den Präsidenten vorwärts. Die Eifersucht kommt hinzu. Um nicht zusammenzubrechen, ruft er den Arzt zu Hilfe, aber seine nervenberuhigenden Mittel läßt er sich verschreiben. Sondern immer nur Stimulantien, die ihn auf Tage, auf Stunden wieder in die Höhe reihen. Die Angst vor der Gefährlichkeit seiner Geliebten wird immer größer. Ihm steht sein alter Freund Green vor Augen, der in die Gasse gezogen wurde, weil sein Schwiegerohn sich Viederlichkeiten hatte zuschulden kommen lassen. Nichtsdestoweniger fährt er regelmäßig nach seiner Heimatstadt Le Havre, wo er Geschäfte halber zu tun hat; und jedesmal fährt Frau Steinheil gerade am selben Tage hin, um in der unmittelbaren Nachbarschaft seiner Wohnung zu lagieren. Aber wie nun das Geheimnis doch schließlich durchdringt, wie die Frau und die streng religiöse Tochter ihn mit Vorwürfen überhäufen, da wird er zum äußersten getrieben. Es genügt ihm nicht mehr, daß Frau Steinheil in der kleinen Villa lebt, die er ihr ausgestellt hat, sondern er verlangt allen Ernstes von seiner Familie, die Frau im Exil bei sich zu haben. Am 16. Februar 1899 tritt dann die Katastrophe ein. Um halb drei Uhr nachmittags läßt Frau Steinheil sich anmelden: gleichzeitig haben der Erzbischof von Paris und der Fürst von Monaco den Präsidenten um eine Audienz ersucht, und qualvolle Stunden vergehen ihm mit der Abfertigung dieser beiden Persönlichkeiten, während er die lodende Stimme seiner Dame durch die Scheidewand vernahmen kann. Endlich fährt er zu der Geliebten. Wenige Stunden später befindet sich das Ehepaar in wildem Tumulte. Zwei Menschen wüthen sich auf dem Fußboden, aber nur der Präsident liegt im Sterben. Frau Steinheil hat nur einen Ohnmachtsanfall. Man wirft sie in eine Droschke und der Kutscher jagt nach ihrer kleinen Villa in der Rue Vaugirard. Eine große Abendgesellschaft wartet vergeblich auf das Erscheinen der lustigen Frau Steinheil, bis Mariette sie endlich telefonisch entschuldigt, und am Bette des sterbenden Präsidenten stehen seine Frau und seine Tochter.

In Feindesland.

Novellette von Richard Anhäuser.

(Nachdruck verboten.)

Talr. Draußen heulte der Wintersturm und spielte mit den weißen Schneeflocken. An diesen Tagen quälte den alten Herrn stärker das giftige Bein. Er mußte die Hände fest zusammenpressen, um den Schmerz zu ertragen. In wolle Deden gehüllt, ruhte er auf einem bequemen Rollstuhl. Die freisteite der Bild des Alten zornig die plumpe Fülle, dann aber glätteten sich wieder seine Züge und sein Blick schweifte träumend über die weiße, schneebedeckte Landschaft hin, die sich vor ihm ausbreitete.

„Franz!“
„Soll ich Licht machen, Herr?“
„Nein, rüde mich einmal hier an das Tischchen heran.“
„So, ich danke dir.“ — „Nun kannst du gehen, Franz.“
„Soll ich den Fuß einreiben, Herr? Sie haben gewiß wieder Schmerzen.“
„Nein, Franz, lassen wir die Quacksalberei, sie hilft ja doch nicht.“

Eine Zeitlang saß der alte Herr noch sinnend da, als Franz gegangen war; dann aber riefte er mit den zitternden Fingern seinen Kock auf und holte einen kleinen Schlüssel hervor.
Ein Lächeln glitt über sein Antlitz, als er seinen Arm traummäßig auf die Kante des kleinen zierlichen Schreibtisches stützte. Dann öffnete er behutsam ein Fach des letzteren. Ein eigenartig feiner Duft strömte ihm daraus entgegen. Ein Druck auf eine verborgene Feder, und ein zweites Fach öffnete sich. Es enthielt nur einige vergilbte Blätter!

Der alte Herr griff hinein und seine tastende Hand zog ein Bild hervor. Mit einem Knick setzte er sich in seinem Stuhl zurecht und achtete nicht auf den Schmerz, der ihn peinigte.

Lange hefteten sich seine Augen auf das auf seinem Porzellan gemalte Bild. Es stellte einen herrlichen Mädchenkopf dar. Dunkelbraune Locken umrahmten ein rosiges, ovals Gesichtchen von jenseitiger Schönheit, dessen träumerische, von langen dunklen Wimpern überschatteten Augen leuchteten.

Lange sah der alte Mann auf das Bild und ein feuchter Schimmer umflorte seinen Blick.

„Du, Gute, Liebe, warst einmal mein,“ sagte er leise. „Es war einmal . . . so fangen auch die Mädchen an, und ein Mädchen war es.“

Er hielt in seiner Betrachtung inne und sah auf die winterliche Landschaft, über die sich die Dämmerung breitete.

Die ersten siegreichen Schlachten waren geschlagen — und Altschland zog in Frankreich ein. Mancher gute Kamerad, mancher liebe Freund, ja, sogar mein bester, hatte Frankreichs Erde mit seinem Herzblut genetzt. Ich dachte an sie alle, an die Heimat, an die Lieben zu Hause, als ich mit meinem kleinen Häuflein auf der einsamen, hartgefrorenen Landstraße dahin zog. In der Nähe war eine berühmte Franktireurbande aufgetaucht. Man hatte mir ein Kommando übertragen, um diese wilden und fanatischen Gesellen aufzuklären und zu vernichten. Stolz war ich als einer der jüngsten Leutnants auf diesem selbständigen Posten, wenn es auch ein unbehagliches Gefühl war, gegen diese hinterlistigen Burschen zu kämpfen. Bei jedem Schritt umlauerte uns der Tod, bei jeder Biegung und jedem Gehäus konnte eine Kugel des Feindes unsere Brust durchbohren. Wie anders war das doch, wenn es mit klingendem Spiele in die offene Schlacht ging. Da sah man dem Feinde Aug ins Auge. . . .

Merkwürdiger Weise hatten wir, trotz größter Wachsamkeit, nichts von jener Franktireurbande bemerkt, die sich unter Führung eines Grafen de Borns einen gewissen Namen gemacht und uns schon viel Schaden zugefügt hatte.

Ich sandte zwei Mann zur Rekognoszierung voraus. Die Gegend war ruhig und die beiden Leute kamen mit der Meldung zurück:

„Links hinter jenem Hügel liegt ein Dorf. Wenn der Herr Leutnant dort Quartier beziehen will, so haben wir bereits dafür gesorgt!“

Ich überlegte. „Es ist gut,“ sagte ich zu dem Sergeanten Bente, einem tüchtigen Manne, auf den man sich verlassen konnte. — „Weiter werden wir wohl heute nicht mehr kommen, denn auch die Pferde haben ein gehöriges Stück Arbeit geleistet.“ Ich ließ den Blick über meine Leute schweifen, lauter fernige Gestalten, mit denen sich Schlachten schlagen ließen.

„Kinder,“ redete ich die Leute an, „ich denke, wir haben heute genug getan und morgen ist auch noch ein Tag!“

„Jawohl, Herr Leutnant,“ schallte es im Chorus zurück; und nun trabten wir wieder auf der Landstraße dahin.

In dem kleinen, freundlichen Dörfchen, in welches wir jetzt eintraten, war fast kein Mensch zu sehen. Nur einige halbwüchsige Burschen hungerten auf der Straße herum und staunten mein schmuddes Husarenhäuflein an. In einigen Fenstern wurde schnell der Vorhang zugehoben, als die gefürchteten „Prussians“ vorbeizogen.

„Wenn es dem Herrn Leutnant recht ist,“ meldete Bente, als wir auf dem oben Marktplatz Halt machten, „will ich ihn in sein Quartier bringen. Es ist gut und liegt sehr günstig.“

Wenn Bente Quartier machte, dann war es immer gut; dafür hatte er eine ganz besonders feine Nase. „Es ist gut, Bente,“ sagte ich. „Sorgen Sie dafür, daß die Leute und die Pferde gut untergebracht werden. Stellen Sie ferner Posten aus und vor allen Dingen, melden Sie mir jede verdächtige Bewegung.“

„Zu Befehl, Herr Leutnant.“

Wir ritten nun bis an das Ende des Dorfes. An einer hohen Backmauer machten wir Halt. Bente ritt an das große eiserne Tor heran und setzte die Kette in Bewegung. Schlurfende Schritte wurden hörbar. — Ein alter weißhaariger Mann, augenscheinlich der Kastellan des kleinen Schlosschens, öffnete uns. Ich warf rasch einen scharfen Blick auf den Mann. Er schien es nicht zu bemerken, aber ich hatte das Gefühl, als ob diesem Alten nicht zu trauen sei.

„Bente,“ sagte ich, „dem Alten traue ich nicht. Legen Sie einige Mann hierher und sehen Sie zu, daß die Leute möglichst in der Nähe bleiben. Es ist besser so!“ „Das ist schon besorgt, Herr Leutnant,“ entgegnete der Sergeant.

Der Alte ging voran, öffnete die Tür, führte mich über einen weiten Korridor und lud mich dann durch eine Handbewegung ein, in ein Zimmer zu treten.

Bis jetzt hatte er noch kein Wort gesprochen. Als ich mich umwandte, um ihn anzusprechen, war er verschwunden!

Ein kostbarer Kronleuchter, der von der reich mit Gold verzierten Decke herabhing, verbreitete einen hellen Glanz; aber der „mächtige Salon im Holokostile war leer.

Wenn man monatelang nichts weiter hat, als ein Feldlager, oder eine Bauernstube, dann wirkt ein solcher Anblick doppelt wohlthuend. Solche Kostbarkeiten hatte ich lange nicht mehr gesehen, indes fand ich nicht Zeit, darüber nachzudenken, denn plötzlich öffneten sich die mit gegenüber befindlichen hohen Flügeltüren des Gemaches.

Als Kind hatte ich einmal ein schönes Bild gesehen, und wenn eine weisevolle Stimmung über mich kam, trat jenes Bild vor meine Seele. Es war das Geheimnis meines Herzens! Dieses Bild der Kinderzeit liebte ich, und jetzt stand es vergrößert vor mir. Eine feine, edle Gestalt umschloß ein dunkles Kaschmirkleid und die zarten, durchsichtigen Züge des Gesichtes waren von braunem, welligem Haar umrahmt.

Die Frauengestalt sah mich mit einem ruhigen, fast sinnenden Blick an. Ich machte eine kurze Verbeugung, die jene mit einer leichten Neigung des Kopfes erwiderte. „Verzeihen Sie bitte,“ sagte ich, „daß ich so unvermutet hier eingebrungen bin; aber . . .“

„C'est la guerre,“ unterbrach sie mich, indem sie mich mit einer Handbewegung zum Sitzen einlud. In meiner Muttersprache fuhr sie dann aber fort: „Ich hoffe, Sie werden mit dem, was wir Ihnen bieten können, zufrieden sein.“

„Sie sprechen deutsch, gnädiges Fräulein?“ erwiderte ich.

„Gewiß, meine Mutter war eine Deutsche, und ich selbst bin sehr oft in Deutschland gewesen. Ich kenne Ihr Vaterland und auch Ihre Soldaten. Sie sind tapfer. Unsere Truppen mußten bisher unterliegen, denn sie wurden schlecht geführt.“

Ich glaubte eine Träne in ihren Augen zu sehen, und um den kleinen Mund zuckte es schmerzhaft. „Mein armes Frankreich,“ flüsterte sie leise; aber verzeihen Sie, bitte, daß ich eine schlechte Hausfrau bin. Sie werden gewiß recht großen Hunger haben? Viel kann ich Ihnen nicht bieten, denn unsere kürlich hier durchziehenden Truppen haben fast alles mitgenommen!

„Wenn ich Ihnen, gnädiges Fräulein, einen Dienst erweisen kann, dann werde ich sofort den Befehl geben, daß andere Quartiere gesucht werden!“ — Ich fürchtete, sie würde es annehmen! —

Ein leichtes Rächeln aber huschte über ihre Züge. „Nein, so ist es nicht gemeint,“ sagte sie. „Sie sind einmal mein Gast und sollen es nun auch bleiben.“ Ohne eine Entgegnung abzuwarten, huschte sie zur Türe hinaus.

In einer seltsamen Stimmung blieb ich im Zimmer zurück. Wie war das möglich? In Feindesland, in einem kleinen, weltabgelegenen Dörfchen, treffe ich das Ideal meiner Jugendträume? Und morgen, wenn der Tag graute, zogen wir weiter und ich sah es vielleicht nie wieder.

Ich trat an das hohe Wogenfenster und sah in den winterlichen Park hinaus.

Eine ganze Weile stand ich so, da sah ich, wie sich der alte weishaarige Diener längs der Parkmauer hinwühlte und sich vorsichtig überall umsah. Er trug etwas in der Hand; aber ich konnte es nicht genau erkennen. Dann blieb er stehen und gab einen kurzen Pfiff. — Sofort erschien ein Kopf über der Mauer, der nach kurzer Zeit wieder verschwand.

Das kam mir sehr verdächtig vor, und ich beschloß, Bente zu erhöhter Wachsamkeit zu ermahnen.

Da trat auch schon meine reizende Wirtin wieder ein und stellte allerhand Speisen auf den Tisch.

„Ich muß Sie selbst bedienen,“ sagte sie lächelnd. „Als sich der Krieg bis hierher zog, sind mir fast alle Diensthofen weggelaufen. Selbst mein alter Onkel, der seit dem Tode meiner Eltern hier wohnt, ist auf einige Tage nach Paris gegangen; aber ich erwarte ihn morgen zurück. Und mein Vetter ist . . .“

Sie hielt plötzlich inne und eine feine Röte bedeckte ihr Antlitz.

Ich hätte gern mehr über diesen Vetter erfahren, weil so etwas die Eifersucht über mich kam.

„Ihr Vetter ist wohl beim Heere?“ forschte ich.

„Nein,“ sagte sie, „seit dem Kriege ist er hier. Er stand nie bei der Armee.“

„So werde ich das Vergnügen haben, ihn kennen zu lernen?“

„Ja, das heißt, er ist nicht immer hier. Er ist manchmal einige Tage fort, aber . . .“

Ich bemerkte ihre Verlegenheit und drang nicht weiter in sie.

„Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein,“ wandte ich ein, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, „ich lasse heute nacht hier Posten aufstellen. Es ist meine spezielle Aufgabe, einer berüchtigten Frankfurterbande, die sich unter Führung eines Grafen de Borné befindet, habhaft zu werden, denn wir führen nur gegen reguläre Truppen Krieg.“

Als ich den Namen de Borné nannte, ging ein jähes Erschrecken über ihr Gesicht; aber ich beachtete es damals leider nicht.

„Nun nehmen Sie aber, bitte, Platz, und ich wünsche Ihnen recht guten Appetit,“ sagte sie, mir ihre kleine schmale Hand reichend.

Ich ergriff diese Hand und mir war es, als dürste ich sie nie mehr loslassen. Ich wollte ihr noch etwas sagen; aber meine schöne Wirtin mochte in meinem Gesicht gelesen haben, denn eine rote Blutwelle überflutete ihr Antlitz. Sie machte ihre Hand sanft frei und schritt dann schnell zur Türe hinaus.

Wie ein Träumender stand ich, als sie verschwunden war. Mit meinem Hunger war es vorbei. Ich berührte die Speisen kaum. Als Bente kam, berichtete ich ihm meine Beobachtung im Park und ermahnte ihn, besonders auf den weishaarigen Diener acht zu geben.

Nur ein Gebante beherrschte mich noch: „Sie wird nicht wiederkommen.“

Aber sie kam wieder. Plötzlich stand sie vor mir, in ihrer ganzen ruhigen Schönheit. Ein feuchter Schimmer leuchtete aus ihren Augen, und mir dünkte es, als ob sie geweint habe.

Wir saßen nun zusammen, und ich mußte ihr von meiner deutschen Heimat erzählen, vom deutschen Rhein, seinen Burgen und seinen Tagen. Das Herz wurde mir warm. Ich weiß nicht, wie es kam . . . ihr Köpfchen ruhte plötzlich an meiner Brust und ich flüsterte ihr tausend liebe Worte ins Ohr! . . .

„Du willst mein sein, Hortense, ganz mein, für immer?“

Sie hob langsam ihr glückselig strahlendes Gesichtchen zu mir empor und sah mich mit einem innigen Blick an.

Ich weiß nicht, wie es kommt, Kurt, aber ich muß dich lieb haben. So wie heute war es mir noch niemals ums Herz. Mir ist, als ob ich dich schon seit Jahren kenne!“

Glücklich schloß ich sie in meine Arme und bedeckte ihren schönen Mund mit heißen Küssen. Dann erzählte ich ihr mein Herzensgeheimnis von jenem Bilde, dem sie so sehr ähnelte. Sie hörte mir aufmerksam zu.

„Wie mich das freut,“ sagte sie. „Du wirst es mir später zeigen. Ich bin ja so glücklich, Kurt.“

Sie schmiegte ihr Köpfchen wieder an meine Brust, als suche sie dort Ruhe und Frieden.

„Hortense,“ bat ich sie nach einer Weile, „wirst du mit einer Bitte erfüllen?“

Sie nickte.

„Hier im Lande ist Krieg, mein Lieb, und der kann noch lange dauern. Reise du nach Deutschland an den Rhein, zu meiner Mutter und zu meiner Schwester. Sie werden sich freuen, wenn du zu ihnen kommst.“

Mit einem unterdrückten Jubellaut schlang sie ihre Arme um meinen Hals.

„Ja, das will ich tun, Kurt, schon morgen. Meine gute Mutter ist so früh gestorben, und eine Schwester hatte ich nie. Zu deiner Mutter und Schwester will ich. Wie schön das klingt! . . . Und ich will sie von Herzen lieb haben.“

Wie glücklich war ich in jener Stunde! Dennoch peinigte mich eine unerklärliche Unruhe und ich vermochte einen Gedanken nicht los zu werden.

„Bist du mir böse, Hortense, wenn ich dich über etwas frage, was dir vielleicht nicht angenehm ist?“

Sie hob ihr Köpfchen zu mir empor und ich sah ihr in die feuervollen Augen.

„Nein, Kurt, frage nur.“

„Du sprichst vorhin von deinem Vetter, und . . .“

Ein Schatten flog über ihre schönen Züge und inmitten der Stille bildete sich eine leichte Kälte.

„Ich weiß schon, was du mich fragen willst, Kurt. Ich liebe meinen Vetter nicht. Vor zwei Jahren, als mein Vater starb, war er hier und hielt um meine Hand an. Als ich ihn abwies, ging er fort und kam nicht wieder, bis der Krieg ausbrach.“

Sie schwieg.

„Du hast mir noch etwas zu sagen, Hortense, deine Augen können nicht lügen.“

Sie brach in ein leises Schluchzen aus und, wie in großer Angst, umklammerte sie mich.

„Es ist einfach,“ sagte sie, „du sollst es wissen. Er ist hier, heute abend kam er mit einigen seiner Leute, — der Haupttrupp, — ich hörte es zufällig von Jean, — steht weit weg von hier. Er kann nichts gegen dich unternehmen, Kurt, denn er hält es mit den Franktireurs und ist jener Graf de Borné . . .“

Es war, als habe die Nennung des Namens die Szene heraufbeschworen, die sich jetzt abspielte. Draußen trachten Schiffe und erlöschten Kommandorufe. Ich erkannte deutlich Bentes Stimme. Verschoovommen hörte man im Dorf zum Sammeln blasen. Ich rief meinen Regen aus der Scheide und wollte hinausstricken.

Es war zu spät! Die Türe flog auf und im Rahmen derselben erschien Graf de Borné, sein noch rauchendes Gewehr in der Hand. Es war ein schöner Mann, etwa fünfunddreißig Jahre alt. Dunkles, welliges Haar bedeckte sein Haupt. Das scharfe Antlitz mit der Adlernase war weiß wie Marmor, und über seiner Stirn flachte eine tiefe Schweißwunde. Mit einem haßerfüllten Blicke sah er sich um. Hinter ihm, in dem zweiten Vorhause, sah ich meine Leute im Kampfe mit den Franktireurs.

De Borné riß das Gewehr an die Wange; ein Schuß trachte, und ich fühlte einen stechenden Schmerz am linken Arme.

Mit einem Schrei warf sich Hortense an meine Brust, als wolle sie mich mit ihrem Körper schützen. Ein zweiter Schuß trachte, und ich merkte, wie die zarte Frauengestalt in meinen Armen schwer wurde.

Sanft ließ ich die Verwundete zu Boden sinken und stürzte vorwärts, um den Hallunken zu durchbohren; aber Bentes Palast hatte schon seine Schuldigkeit getan. Mit einem dumpfen Laut brach der Graf zusammen.

„Du sollst sie nicht besitzen,“ waren seine letzten Worte.

Das kam alles so schnell, als man es kaum denken kann.

De Borné hatte Hortense und mich vom Park aus beobachtet. Hortense, die er selbst innig liebte, in den Armen des Erbfeindes zu wissen, das hatte dem Grafen jede Besonnenheit geraubt. Er war mit seinen wenigen Leuten ins Schloß eingebrungen. Nur zwei Franktireurs waren am Leben geblieben, auch der alte Diener war gefallen.

Hortense! . . . Als ich sie vom Boden aufhob und auf einer bequemen Chaiselongue bettete, schlug sie die Augen auf und sah mich an, mit einem Blick, den ich nie vergessen werde. Die Kugel war ihr mitten durch die Brust gedrungen! —

„Hortense,“ schluchzte ich, „mein Lieb, du darfst nicht sterben!“

Mit gewalttätiger Anstrengung schlang sie ihre Arme um meinen Hals und brachte ihren Mund an mein Ohr.

„Unser Glück war zu kurz, Geliebter,“ flüsterte sie; „fasse dich, . . . ich muß von dir gehen! . . . Deine Mutter und deine Schwester, wie schön wäre das gewesen. . . . Liebe mich immer, Kurt.“

Sie küßte mich. Ein Juden kieß durch ihren Körper und mit meinem Namen auf den Lippen hauchte sie ihr junges Leben aus! —

Hortense liegt im Parke des kleinen Schlosses begraben. Jahr um Jahr, wenn der Winter ins Land zieht, reise ich nach Frankreich und verbringe einige Stunden in diesem Parke. Man kennt mich und man hört mich nicht! —

Als der Morgen graute, ritten wir wieder auf der einsamen, hartgepörrten Landstraße dahin, still und ernst. Die Blüthe rief uns:

Seit jenem Tage aber war ich der Schrecken der Franktireurs. In ihren geheimsten Schlupfwinkeln suchte ich sie auf und vernichtete sie, wo ich nur konnte. Ich suchte die Gefährte, das das dichteste Kampfgewühl stürzte ich mich; aber keine Kugel traf mich. Ein Schuß ins Bein traf mich — das war alles!

Der alte Mann sah lange auf das Bild, das er in seiner Hand hielt. Dann drückte er einen Kuß darauf und legte es wieder in das Fach zurück.

Nun fühlte er auch wieder den stechenden Schmerz in dem durchschossenen Bein. Er krallte die Hände zusammen und presste die Zähne aufeinander.

„Franz — Franz!“

„Ja, Herr.“

„Mache Licht!“

Ein kleines Flämmchen flackerte auf, und die Gestalten aus längst vergangener Zeit wichen von seiner Seele! —

Was schenken wir unsern Kindern?

Die Weihnachtszeit beginnt, und die Eltern denken daran, womit sie ihr Kind zu Weihnachten beglücken können. Für das Mädchen natürlich eine Puppe; aber nun meint manche Mutter, die Puppe müsse so fein gekleidet sein, wie die neueste Mode es bringt, und groß müsse sie sein, fast wie das Kind selbst, und sprechen müsse sie können. Schwere Irrtum! Worauf es beim Kinderspielzeug ankommt, ist viel weniger das, wie es aussieht, als das, was sich das Kind beim Spielzeug denken kann. Die kindliche Einbildungskraft will einen weiten Spielraum haben. Was muß denn den Mädchen nicht alles als Puppe dienen! Beobachtet doch einmal! Ein Stod, eine Flasche, ein Stiefelnecht, ein Besen, alles mögliche, wird von den Mädchen als Puppe benutzt! Und wie schön können sie mit solchen Dingen spielen! Daraus sollten die Eltern lernen. Wie oft sind doch die Geschenke, die schön aussehen, reiner Plunder; wenige Tage nach dem Fest ist mit der Herrlichkeit vorbei, das Geld ist fortgeworfen, die Kinder greifen wieder nach dem Spielzeug, das sie sich vielleicht selbst gesucht haben. Ist aber das Spielzeug wertvoll, z. B. die Puppe, dann heißt es alle Augenblicke: „Anna, Marie, daß ihr euch ja mit der Puppe in acht nehmt“, und vor lauter Angst, daß die Puppe entzwei geht, kommen die Kinder gar nicht zum rechten Spielen. Wertvolles Spielzeug hat für Kinder keinen Wert. „Einfach und haltbar“ — das ist die Zauberphrase beim Kinderspielzeug. Und schenkt ihr Eltern eine Puppe, dann taufst Stoff zu Puppenkleidern und legt diesen Stoff dem Kinde mit auf den Weihnachtstisch. Ihr sollt sehen, wie das Kind sich doppelt und dreifach freut, wenn es unter Anleitung der Mutter nun aus dem Stoffe Kleider für die Puppe nähen darf, und wie es sich immer wieder freut, wenn es die selbst gemachten Kleidungsstücke dem Püppchen anzieht. Das kann nicht genug betont werden, daß man beim Einkauf von Spielzeug weniger auf blendendes Aussehen etwas gibt als auf Einfachheit und Haltbarkeit und darauf, daß sich das Kind mit dem Spielzeug wirklich beschäftigen kann.

Der Todesgespräch.

Bei meinen Wanderungen in den Pyrenäen an der französischen-spanischen Grenze kam ich in eine Region zerklüfteter Felsen, die durch die Schauer ihrer Einsamkeit und ihre bizarren Formationen im Volksmunde zum Schauplatz von schreckenerregender Ereignisse geworden sind. Besonders an eine Stelle, wo ein nicht sehr breiter, aber sehr tiefer Riß sich weit in den Felsen hineinzieht, knüpfte sich die Erzählung einer eiskaltenden Begebenheit, die in diesem Falle auf Wahrheit beruht, und deren Zeuge der alte Pedro, der Vater meines redgewandten Begleiters, in seiner Eigenhaft als bewährter und zuverlässiger Führer selbst gewesen ist. Diego erzählte also:

Vor Jahren hatte ein berühmter Schmuggler, der wilde Jago, die Grenzauflöser stets genarrt und trotz ihrer größten Wachsamkeit regelmäßig Waren nach Frankreich und Spanien hinübergebracht, ohne Zoll dafür zu zahlen. Vergeltens legten sich die Grenzwächter in den Hinterhalt, vergebens suchten sie dem listigen Schmuggler Schlingen. Sie konnten ihm nie nahe kommen, und wenn es einmal gelang, waren so viele mutige Gefährten bei ihm, daß die Zollner entweder nicht ausgreifen wagten oder sich schamhaft geschlagen zurückziehen mußten. Eines Tages endlich erlitten drei der gründerfüllen Zollwächter den Jago, als er allein und unbewaffnet war. Sie verfolgten ihn sofort in wilder Schlad über Gräben, Klippen und Schluchten, bis sie endlich schadenfroß bemerkten, daß er sich geradezu nach dem erwähnten Felsenriff wandte, wo er ihnen nicht mehr entgehen konnte. Er selbst schien die schauerliche Tiefe ganz vergessen zu haben und erit daran zu denken, als er nur noch hundert Schritte davon entfernt war, denn er maßigte seinen Lauf und überlegte, was er zu tun habe. Die Grenzwächter kamen immer näher und näher und erwarteten jeden Augenblick, daß er sich ergeben werde. Wie groß aber war ihre Verblüffung und ihr Entsetzen, als sie sahen, daß er, an dem klaffenden Abgrund angekommen, sich mit einem tollkühnen Sprunge über die gähnende Tiefe hinüberschnellte. Sie ließen einen Schrei der Wut aus und zwei von ihnen blieben sofort stehen; der dritte aber, ein höchst beherzter und energischer Mensch, der oftmals geschworen hatte, daß er die auf den Kopf des wilden Jago gelebte Belohnung verdienen würde, wagte das gefährliche Unternehmen, dem Schmuggler nachzuspüren. Er sprang aber zu kurz — sein Kopf wurde an der gegenüberliegenden Felswand zerschmettert und seine Gefährten, die von Staunen fast erstarrt waren, mußten sehen, wie sein verkrümmelter Körper von Felszade zu Felszade immer tiefer stürzte, bis er ihren entsetzten Blicken entschwand. Der Schmuggler selbst entkam, die Stelle dieses tragischen Ereignisses aber wird noch heute „der Todesgespräch“ genannt.

Im darauffolgenden Herbst nun besuchte eine Gesellschaft von englischen Herren und Damen diese grauliche Stelle. Mein Vater erzählte das Vorstehende und einer der Herren, ein schlanker und mustüder junger Mann, meinte etwas verächtlich, es sei keine besondere Selbentat, über den Riß hinüberzuspüren. Derselbe scheint etwa fünf Fuß auseinanderzusetzen, ist aber weit breiter, da das Auge sich täuscht bei der ungeheuren Tiefe, die es vor sich hat. Alles Zureden war vergebens, der Engländer nahm einen kurzen Anlauf und sprang. Er kam allerdings hinüber. Aber der vorstehende Rand der entgegengesetzten Wand war abhüllig und schäpferig und seine Füße glitten aus. Einen Moment schien er unrettbar verloren, doch schon im Ausgleiten und Fallen krallte er sich in den Rand des Felsens ein und hing nun frei in der Luft über dem Abgrunde, ohne imstande zu sein, sich wieder empor zu ziehen, denn der Felsen war glatt und würde ihm keinen festen Halt gegeben haben, wenn er ihn auch mit den Fäßen hätte erreichen können. Er machte einen verzweifeltsten Versuch, einen kleinen Fichtenköstling zu fassen, der am Felsenrande wuchs, aber das Baumchen konnte seine Last nicht tragen, die Wurzeln gaben nach und er wäre beinahe verloren gewesen. Er klammerte sich wieder trampschaft an den Felsen an und blieb unbeweglich. Er mußte eine Riesentrast aufwenden und die gab ihm nur die Verzweiflung. Seine Begleiter standen bleich und atternd da — schon schien ihn seine Kraft zu verlassen, seine Hände bluteten. Man versuchte Fächer und Schawls zusammenzubinden und ein daraus gedrehtes Seil ihm zuzuwerfen. Aber konnte es ihn tragen? Dürfte er eine Hand loslassen, um nach dem Seile zu greifen? Während man mit den Anstalten zur Rettung beschäftigt war, erkannte der Unglückliche wahrnehmlich, daß er sich nicht länger halten könne. Er schien sich stoß in sein Schicksal ergeben zu haben, rief den Freunden mit bebender Stimme „Lebt wohl“, ließ die zitternden Hände los und stürzte pfeilschnell in die grauenhafte Tiefe hinunter.

Laubert, und flopfenden Stergens und mit brennenden
Stangen betradete sie die beiden weiteisernten Boote

reeßen," rief Martin aus, der vorn bei den Segel stand. (Fortsetzung folgt.)

„Still, lieber, still! Du darfst nicht unter Madame Gara weiterpredigen,“ flüster

— ich allein konnte mit ihm die Verhütung der Kata-
stroph verhindern, die sich auf seine Eiten gepreßt ha-

U
Konst
fast al
enden
Sultan
Bolksv
er nach
en sin
icht di
gegense
Türkei
denfak
che Er
nit den
De
ro, i